

Der heilige Ludwig und die gute Stadt

Predigt Patrozinium der Innenstadtkirche St. Ludwig Darmstadt
29. August 2010

Meine Schwestern, meine Brüder,

es war Ende 1272 oder im Frühjahr 1273 als der Beichtvater des am 25. August 1270 verstorbenen Ludwig IX. von Frankreich, der Dominikaner Gottfried von Beaulieu Papst Gregor X. auf dessen Geheiß eine Schrift mit dem Titel „Vita et sancta conversatio pia memoriae Ludovici quondam regis Francorum“ / „Das Leben und der heilige Wandel Ludwigs, vormals König von Frankreich“ überreichte. In den Kapiteln 1-4 dieser Denkschrift zog der Verfasser Parallelen zwischen dem alttestamentlichen König Joschija von Juda und besagtem Ludwig dem Heiligen.

Wie Joschija nach dem Tod seines Vaters Amon 641 v. Chr. im Alter von 8 Jahren mit der Königswürde betraut wurde, folgte Ludwig IX. 12-jährig seinem 1226 verstorbenen Vater Ludwig dem Löwen auf den französischen Thron. Beiden Kindern stand die jeweilige Mutter bei: Jedida aus Bazkat und Blanka von Kastilien. Wie Joschija in der ersten Periode seiner Herrschaft rechtschaffen, aber nicht außergewöhnlich regierte, übernahm Ludwig nach seiner Volljährigkeit 1234 die Regierungsgeschäfte. Er hielt Hof, verteidigte wie Joschija gegen den jüdischen Landadel seinen Herrschaftsanspruch gegen separatistische Barone und die Gebietsansprüche, die der englische König auf dem Festland anmeldete.

In beider Könige Leben vollzog sich eine Wandlung. Sie sahen sich mit dem Ursprung ihres jeweiligen Glaubens konfrontiert. So fand man im 18. Jahr der Regierung Joschijas im Tempel das Gesetzbuch, aufgrund dessen sich Joschija verpflichtet sah eine moralische Erneuerung der jüdischen Gesellschaft auf den Weg zu bringen. Er beseitigte Missstände und verhalf dem Glauben an den einen Gott zu einer neuen Blüte.

Ludwig begegnete auf seinem ersten Kreuzzug 1248-1254 den heiligen Stätten und brachte, so sein Biograph, eine „neue Lebensart aus dem gelobten Land mit“. Zu einem neuen Ernst gekommen erließ er 1254 die sogenannte „Große Ordonnanz“, deren Dekrete man später „statuta sancti Ludovici“ nannte. Sie dokumentieren den unbedingten Willen des Königs die ihm anvertraute Gesellschaft einer vom Evangelium her motivierten Erneuerung zu unterziehen. Sein Glaube veranlasste ihn in Replik auf das Zinsverbot des Alten und Neuen Testaments, die scholastische Kritik des Wuchers und das konziliare bzw. päpstliche Zinsverbot gegen jede Form von Zinswucher und Darlehenszins vorzugehen. Wucher erfülle den vollendeten Tatbestand schweren Diebstahls. Er nimmt den Kampf gegen jede Form von Korruption auf, die von den königlichen Beamten ihrer Ausgang nehme, insofern selbige Vorteilsnahme im Amt betrieben. Er begrenzt das Einkommen seiner Beamten und macht der feudalen Rechtsordnung den Garaus, indem er die königlichen Kronbeamten verpflichtete „unterschiedslos Recht zu sprechen, ohne Ansehen der Person“. In diesem Zusammenhang führt er den Grundsatz der Unschuldsvermutung ein, bis dass eine Schuld durch Prozess und Rechtsspruch nachgewiesen worden sei. Er untersagt der Weisung Christi gemäß die Einkerkering Verschuldeter. Er ist entschlossen der Prostitution, der Trunksucht und Spielsucht weiter Teile der Bevölkerung entgegenzutreten, damit statt dem Götzen Geld, Völlerei und Hurerei dem wahren Gott gehuldigt werde.

Im Rahmen der fortschreitenden Urbanisierung räumt er den neu erstehenden Kommunen weitgehende Rechte ein, fordert aber eine solide Haushaltung: *„Man muss darüber wachen, dass den Städten und der städtischen Bevölkerung kein Unrecht geschehe. (...) Der Lehnherr*

einer Stadt muss alljährlich den Zustand der Stadt sowie das Handeln der Bürgermeister und derer, die die Stadt regieren, überprüfen, damit die Reichen gewahr seien, dass sie schwer bestraft werden, so sie Schandtaten begehen und die Armen nicht in Frieden ihr Brot verdienen lassen. (...) Es gibt Städte, in denen die Verwaltung von den Reichen und ihren Familien in Beschlag genommen wird, während die Kleinen und Mittleren ausgeschlossen bleiben. Von ihnen muss der Lehnsherr öffentliche Rechenschaft verlangen, in Anwesenheit der Abgesandten des gemeinen Volkes“. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

An Ludwigs Rechts-, Finanz- und Sozialpolitik fällt zunächst ins Auge, dass er sich nicht scheut christliche Prinzipien in die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein- und zur Anwendung zu bringen. Hier handelt also einer, der beseelt vom Evangelium Christi, keine sterile Trennung von Staat und Kirche propagiert, die bei aller Berechtigung dem Versuch Vorschub leistet, sich gesellschaftlicherseits jedweden objektiven moralischen Anspruch zu entziehen. Hier lässt sich einer in seinem staatspolitischen Handeln von seinen religiösen Prinzipien leiten. Was Franz von Assisi für die Erneuerung der Kirche war, war sein gelehriger Schüler Ludwig bezüglich des Staatswesens.

Freilich leben wir inzwischen nicht nur in einer pluralen, sondern nachgerade nachchristlichen Gesellschaft. Sie ist nicht mehr eine christlich geprägte Gesellschaft, die in ihrem Wertempfinden auf christlichen Werten basierte. Wir leben bei Lichte betrachtet in einer weithin säkularisierten Stadtgesellschaft.

Der ein oder andere Christ reagiert auf diese gesellschaftliche Wirklichkeit mit Rückzug hinter die Mauer des Sakralen. Man grenzt sich ab. Man glaubt im Rückzug etwa auf einen neokonservativen Katholizismus oder einen pietistischen Protestantismus eine Gegenwelt oder Nische schaffen zu können, in der eben diese Werte noch gölten. Nach dem Muster: hier die heile und dort die böse Welt. Nur dafür kann man sich nicht auf Ludwig den Heiligen berufen, der seinerseits die weltliche Welt nicht sich selbst überließ, sondern sie als Realpolitiker und Christ mit dem Evangelium zu durchsäuern sich bemühte. So wird sich die Innenstadtgemeinde St. Ludwig nicht der Stadtgesellschaft verschließen, sondern sich einmischen und den Beitrag leisten, den wir zu einer, wie Ludwig der Heilige sagte, „guten Stadt“ zu leisten im Stande sind.

Freilich bedarf es heute anderer Methoden als zurzeit des mittelalterlichen Sakralstaates der Weisheit des Evangeliums Gottes in einer pluralen und säkularen Welt Gehör zu verschaffen. Es geht nicht um die Rückführung einer nachchristlichen in eine christliche Gesellschaft. Es geht vielmehr darum nicht in Opposition, sondern im Geiste gesellschaftlicher Solidarität mitzuwirken an einer menschenwürdigen Gesellschaft. Und zwar nicht nur durch ein einseitig soziales Engagement, sondern durch eine Mitwirkung an gesellschaftlichen Projekten und nicht zuletzt durch den Verweis auf die Größe, die Würde und Letztbestimmung des Menschen. Wir könnten inmitten der Welt, also auch der städtischen Gesellschaft dazu beitragen die Sehnsucht des Menschen nach mehr als nach dem Zuhandenen wachzuhalten, nicht nur mittels der Religion, sondern der Kunst, des Theater und des gesellschaftlichen Diskurses. Deshalb suchen wir das Gespräch mit der Kunst, mit dem Theater, der Literatur und der Politik. Wir könnten dazu beitragen, die Frage nach dem Sinn allen Seins im Gespräch zu halten und die Würde des Menschen in Erinnerung zu rufen. Nicht aufdringlich. Indem wir diese Werte auf Plakaten vor uns hertragen und uns als Retter einer verlorenen Moral aufspielten. Wir könnten Räume eröffnen, in denen Menschen zu ihrer wahren Größe fänden. Wir könnten Gesprächsforen nutzen und an ihnen teilnehmen um der heilenden Stimme des Evangeliums Gehör zu verleihen. Weil wir davon überzeugt sind, dass dieses Evangelium den Menschen aus seiner Enge und Perspektivlosigkeit befreit. Weil wir davon

überzeugt sind, dass dieses Evangelium den Menschen aufrichtet und vor dem Verlust seiner selbst an die Götzen unserer Zeit zu bewahren imstande ist: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, sich selbst aber verliert!“ (Lk 9,25)

Wenn uns im Blick auf die Welt - und in sie sind wir gesandt - etwas gelingen sollte, dann nicht in der Haltung der Opposition, schon gar nicht mittels einer religiös motivierten Fundamentalopposition, sondern zunächst schlicht und einfach, indem wir als Menschen der Moderne mit den Menschen der Moderne lebten und uns als Teil der Bürgerschaft begriffen. Christus wollte, dass wir nicht von, aber in der Welt seien (Joh 17,14-18): ihm gleich als Menschen unter Menschen. Und darüber hinaus dass wir als Menschen der Moderne angesichts der Wirklichkeit der Moderne und das heißt angesichts und nicht unter Verleugnung unserer Wirklichkeit glaubten. Er selbst lebte, feierte, trauerte mit den Menschen seiner Zeit. Er war auf den Straßen und Plätzen Galiläas und Judäas zuhause.

Wir dürften in Rekurs auf Joschija durchaus manchen modernen Götzen ökonomischer, gesellschaftlicher oder persönlichster Natur als solchen enttarnen. Nicht aber in der Pose des Besserwissers. Vielmehr aufgrund einer Erfahrung, die wir beisteuern könnten. Nämlich der Erfahrung, die wir machten, indem wir uns den Götzen unseres Lebens überließen, bis dass uns bewusst wurde, dass sie von uns Besitz ergriffen und unsere Persönlichkeit nicht förderten, sondern zu zerstören im Begriff waren. Wir könnten darauf zu sprechen kommen, dass die Entthronung dieser Götzen und die Anerkennung des einzigen Gottes ein solches Freiheitsgefühl bewirkten, dass wir sowohl gesellschaftlich als auch persönlich nur dazu ermutigen können, den Götzen im wahrsten Sinne des Wortes Adieu zu sagen. Wenn Sie fragen, von welchen Götzen redet er? Von dem einer seelenlosen Oberflächlichkeit, der den Menschen zu einem übertünchten Grab degenerieren lässt. Von dem Götzen Ökonomie. Von dem Götzen des Gehabes, der den Menschen dazu bringt sein Sein, also sich selbst an seine Habe zu verlieren. Von dem Götzen einer Liebe, die den Menschen überfordert, indem sie ihn bzw. sie zum Ein und Alles, zur Angebeten bzw. zum Göttergatten stilisiert. Vom Götzen des Kollektivs, der den Einzelnen nicht mehr als Selbst, sondern als Teil eines Ganzen verzeichnet. Vom Götzen des Scheins, der den Menschen seinsentleert zur Witzfigur degenerieren lässt. Wir könnten in einer Gesellschaft, in der die Enttäuschung, die innere Leere und die letzten Fragen tabuisiert zu sein scheinen, auf eben diese Enttäuschung, auf eben diese innere Leere, auf eben die letzten Fragen zu sprechen kommen. Wenn nichts mehr trägt, wenn also der Götze wackelt, was dann? Es wäre schon ein Dienst an der Gesellschaft diese Fragen zu enttabuisieren.

Freilich dürften wir auch moralische Prinzipien in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen, die wir glauben aus dem Evangelium Jesu ableiten zu können. Ich denke an Fragen der Bioethik, des sozialen Friedens, der Würde des Menschen im Anfang und am Ende seines Lebens.

Wie auch immer: es käme darauf an wie einst Ludwig das Evangelium Christi als gesellschaftsrelevante Größe in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Wir gewinnen unsere Identität nicht im Rückzug in Neokonservatismen, die der Opposition gegen die verweltlichte Stadtgesellschaft Vorschub leisteten. Wer unter Berufung auf Jesus von Nazareth, auf Gott selbst unter sich bleiben will ist mit Verlaub gesagt nicht ganz bei sich. Er hat noch immer nicht verstanden, dass er am Du erst Ich wird. Wie der Vater am Sohn, der Sohn am Vater. Wie Gott selbst, der sich an die Welt verlor und sich an ihr und in ihr wiederfand. Was individuell und theologisch gilt, gilt für diese Gemeinde. Sie findet als Innenstadtkirche ihre Identität nicht im Rückzug auf sich selbst, sondern im Dialog mit der säkularen Stadtgesellschaft. Deshalb bin ich ihnen überaus dankbar, die diesen Dialog auf

vielfältige Weise suchen, unterstützen, führen und mittragen. Die, die weiterhin mauern, beschwöre ich im Namen Gottes, der uns heißt Mauern zu überspringen und der sich auf die Welt hin äußerte, Bastionen zu schleifen. Richten Sie nicht Mauern erneut auf, die Johannes XXXIII. und das Heilige Konzil einst abzutragen begonnen haben. Wer sich der Welt nicht öffnet verrät das Evangelium jenes Gottes, der die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen Himmel verließ.

Das Entscheidende scheint mir dabei zu sein, dass wir – wie ER selbst - die säkulare Welt nicht sich selbst überlassen, sondern sie im Bewusstsein, dass wir Teil ihrer selbst sind, sie aufsuchen und uns diskret ein- und unter sie mischen. So dass wir uns mit ihr verbinden und sie weiterzuentwickeln helfen. Wie eben der Sauerteig, mit dem die Witwe den Trog Mehl mischte, bis dass er durchsäuert sei. Mischen wir uns also ein. Diskret, weil Gott sich einmischt ohne sich aufzudrängen. Aber sichtbar. Ich zitiere Generalvikar Dietmar Giebelmann, einst Kaplan in St. Ludwig: *„Als Kirche sind wir dort, wo die Menschen sind. Kirche ist ein Angebot für die Menschen. Sie steht in der Welt, sie will und soll Welt und Gesellschaft mitgestalten. Aber nicht als prägende Macht, sondern als Gegenüber im Dialog. Eine Pfarrgemeinde ist nicht nur Ansprechpartner für die, die sonntags zum Gottesdienst kommen. Sie ist auch offen für die, die sich eher als Glieder einer Spaß- und Freizeit-Gesellschaft erleben. Eine missionarische Kirche öffnet sich allen Menschen guten Willens.“* Ähnlich formuliert etwa der evangelische Dekan meiner Heimatstadt Mainz: *„Wir haben wunderschöne Innenstadtkirchen. Das sollen ‚Bürgerkirchen‘ sein, die nicht der Gemeinde gehören, sondern der Stadt, den Menschen, die hier leben. Sie sollen offen sein zur Besichtigung, zum Beten, aber auch für Kunst und Kultur. Kirchen sind Energieräume, die es zu entdecken und zu bespielen gilt.“* Oder nehmen Sie den Slogan unserer evangelischen Schwesterngemeinde: *„Kirche findet Stadt!“*

Wenn wir uns einmischen dann am besten, indem wir Freude und Angst, Hoffnung und Trauer der Menschen von heute teilen. Hören Sie Voltaires Bekenntnis zu Ludwig dem Heiligen. In seinem „Essais sur les moeurs“ äußert er sich unter der Überschrift „De saint Louis“ ausdrücklich über Ludwig den Heiligen:

„Obwohl seine Frömmigkeit, die eines Mönches war, raubte sie ihm nichts von den Eigenschaften eines Königs. Er wusste Freigebigkeit mit weiser Sparsamkeit, tiefe Staatsklugheit mit strenger Gerechtigkeit zu verbinden, und vielleicht ist er der einzige Monarch, er das Lob verdient: klug und fest im Rath, im Kampfe kühn ohne Leidenschaft und immer mitleidig gewesen zu sein, als ob er selbst das Unglück erfahren hätte. Höhere Tugend zu besitzen ist dem Menschen nicht gegeben.“